

(Es gilt das gesprochene Wort)

Schlusswort „Resilienz des deutschen Wissenschaftssystems – Verantwortung gemeinsam übernehmen“, 8.7.2026 im Landtag Brandenburg, Potsdam

Meine sehr geehrten Damen und Herren,
liebe Kolleginnen und Kollegen,

wer glaubt, dass ich nun 90 Minuten kluger Reden und konkreter Vorschläge zusammenfasse, den muss ich leider enttäuschen. Stattdessen habe ich Ihnen eine Zumutung mitgebracht.

Wir haben alle Rednerinnen und Redner vorab dasselbe gefragt: Wer trägt welche Verantwortung im Wissenschaftssystem und für das Wissenschaftssystem?
Und so unterschiedlich die Antworten heute ausgefallen sind – aus Sicht des Rechts, der Forschung, der Förderung, der Hochschulpraxis, des Bundes – eines haben sie gemeinsam: Keine Verantwortungsebene funktioniert allein.

Das Recht kann schützen – aber nicht ersetzen, was eine Gesellschaft an Vertrauen aufbringen muss. Die Wissenschaft kann transparent kommunizieren – aber nicht erzwingen, dass man ihr zuhört. Politik kann Rahmen setzen – aber nur, wenn sie sich zurücknimmt, wo sie nicht hingehört. Jede Verantwortung verweist auf die nächste.

Das ist kein Fundament, das man einmal legt und das dann steht. Das ist ein Netz: Es trägt nicht, weil ein einzelner Knoten stark ist – es trägt durch die Spannung zwischen allen. Reißt ein Knoten, spüren es alle.

Auch die Politik ist ein Knoten in diesem Netz – und wir werden zeigen, dass er hält. In den kommenden Tagen befassen wir Länder uns gemeinsam mit dem Bund intensiv mit diesen Fragen – mit dem klaren Ziel, ein Signal zu senden, das über Worte hinausgeht.

Und ich sage Ihnen, warum mir das nicht schnell genug gehen kann. Die Strukturen unseres Wissenschaftssystems – die Gremien, die Verfahren, das Vertrauen in den immerwährenden Konsens – beruhen auf einer Erfahrung, die man so nur im Westen machen konnte: fünfundsiebzig Jahre stabile Demokratie, in der dieser demokratische Grundkonsens nie ernsthaft in Frage stand. Ich bringe, wie alle Ostdeutschen, eine andere Erfahrung mit. Wer im Osten aufgewachsen ist, weiß, wie schnell Systeme kippen. Wie schnell aus Gewissheit Geschichte wird. Und wie viel Arbeit es war, aus fast nichts etwas Neues zu bauen – viele sind zu Recht stolz darauf. Die Forschungslandschaft in Brandenburg ist der Beweis.

Wer das erlebt hat, hält Freiheit nicht für selbstverständlich. Der versteht das Misstrauen vieler Ostdeutscher nicht als einen Defekt, sondern als Transformationserfahrung. Und der

weiß: Strukturen beweisen sich nicht im Normalfall. Sie beweisen sich im Ernstfall – oder eben nicht.

Und jetzt die Zumutung. Die DFG hat vorgestern ein bemerkenswertes Papier veröffentlicht. Das Mutigste daran: Die Wissenschaft benennt ihre eigenen Verwundbarkeiten. Eine davon heißt „schwache interne Solidarität“. Das ist nicht die Diagnose einer Politikerin – das ist die Diagnose der Wissenschaft über sich selbst. Und sie deckt sich mit einer Erfahrung, die ich vor ein paar Monaten in diesem Saal gemacht habe.

Die AfD hat hier die Streichung der Finanzierung des Potsdam-Instituts für Klimafolgenforschung gefordert. Ich habe geantwortet. Das war mein Job.

Was mich beschäftigt: Für diese Rede bekam ich mehr Zuspruch als für fast alles andere in meiner Amtszeit. Was sagt das über uns, wenn es als außergewöhnlich gilt, dass sich jemand vor eine Forschungseinrichtung stellt?

Es müsste normal sein. Von jeder Ministerin, jedem Präsidenten, jeder Kollegin. Nicht erst, wenn die eigene Einrichtung dran ist – sondern gerade, wenn es die anderen trifft. Wer wartet, bis er selbst gemeint ist, hat den Ernst der Lage nicht verstanden.

Strukturen können wir bauen. Geld können wir sichern. Haltung können wir weder beschließen noch delegieren.

„Verantwortung gemeinsam übernehmen“ – so heißt diese Veranstaltung. Das klingt versöhnlich. Fast bequem. Als würde die Last kleiner, wenn viele sie tragen. Das Gegenteil ist wahr. Gemeinsam heißt: keine Ausrede für niemanden. Nicht für die Politik, die auf die Wissenschaft zeigt. Nicht für die Wissenschaft, die auf die Politik wartet. Nicht für die Institution, die schweigt, weil es diesmal die andere trifft. In einem Netz gibt es kein Versteck – jeder Knoten ist sichtbar. Und entweder trägt er. Oder er reißt.

Was es heute braucht, ist nicht der Mut des Aufbruchs. Deutschland ist eine führende Forschungs nation – dank Spitzenforschung im Osten wie im Westen. Was es heute braucht, ist der Mut der Selbstbehauptung: etwas zu verteidigen, das man verlieren kann – und das wir vermutlich zu lange für selbstverständlich hielten.

Diesen Mut kann uns niemand abnehmen. Keine Deklaration, kein Gremium, keine Ministerin. Aber wenn ich heute in diesen Saal schaue, dann bin ich mir sicher: Wir haben den Mut. Lassen Sie uns all jene damit anstecken, die heute nicht hier sein konnten. Übernehmen wir Verantwortung. Gemeinsam. Und mit Mut.

Ich möchte mich bedanken bei Petra Olschowski – es war eine ausgesprochen gute, konstruktive und vertrauliche Zusammenarbeit.

Und nun der Satz, auf den Sie alle warten: Das Büffet ist eröffnet!